

tief in der menschlichen Natur begründet; er zieht sich durch die Jahrhunderte wie durch die Jahrtausende: schon Phidias wurde, nach einer antiken Anekdote, als er eine für Höhenansicht berechnete und daher scheinbar unformliche Statue ausstellte, von der Menge wie den Kennern ausgelacht. Und die moderne Kunst befindet sich im gleichen Dilemma. Es giebt ein Bismarckporträt von A. von Werner, welches diesen äußerlich zwar vollkommen ähnlich, innerlich aber nur mit der Kapazität eines mäßig veranlagten Landraths begabt zeigt; der geistige Kammerdienerstandpunkt ist weder für den Geschichtschreiber noch für den Künstler der rechte; ein Künstler, der einstmals wirklich Kammerdiener war, Rauch, hat gerade in Berlin und in der Darstellung geschichtlicher Persönlichkeiten die besten Beispiele von dem Gegentheil geliefert. Goethe seinerseits wurde es nie müde, Nicolai, den Propheten der Platttheit, zu verdammen. Die Art des Letzteren, Goethe und Schiller von oben herab zu behandeln, ist bekannt; aber dieser Standpunkt wurde auch von klügeren Leuten getheilt; über Schiller's Glocke schrieb selbst eine Karoline Schlegel „wir wären fast vor Lachen vom Stuhle gefallen“, als sie deren erste Wirkung auf die damals sogenannten geistreichen Kreise Berlins schilderte. Dies Urtheil über ein Gedicht, welches ein Wunderwerk von poetischer Formulirung und in gewissem Sinne das deutscheste aller vorhandenen deutschen Gedichte ist, erscheint überaus bemerkenswerth; so gleichgültig es an sich ist, so wichtig und weittragend ist es in seiner symptomatischen Bedeutung. Der nüchterne Geist war dem idealen Geiste feind.

Schiller erwiderte jene Antipathie durchaus; er gab ein von ihm Schiller und  
Preußen. beabsichtigtes und zur Verherrlichung Friedrichs II bestimmtes Epos „Leuthen“ auf, weil ihm der Held desselben „zu kalt“ erschien; hier war der schwäbische Dichter, wie auch sonst, der berufene Fahnenträger für die Gesinnung der eigentlich deutsch Fühlenden; und lange nach ihm noch haben ein Bornsen und ein Gervinus ähnlich empfunden. Es ist leichter, solche Urtheile zu verdammen, als sie zu verstehen. Halte man diese tiefen und zarten Regungen des deutschen Volksgemüths ja nicht für gering; denn Männer, die mit dem Volksgeiste Fühlung haben, wissen ihm auch Ausdruck zu geben. Friedrich II war thatsächlich „kalt“; eine großartige Verständigkeit bildete den Grundzug seines Wesens; mit ihr schlug er seine Schlachten und durch sie brachte er seine Provinzen zum Blühen; aber selbst gegenüber seinen näheren Bekannten und Vertrauten zeigt er kaum die Aeußerung oder das Vorhandensein eines wirklich herzlichen Gefühls. Er war gelegentlich sentimental, aber nie leidenschaftlich und hat darin eine merkwürdige Aehnlichkeit mit Napoleon I und Cäsar. Als ein durchaus politischer d. h. völlig klarer Charakter eignete er sich für eine künstlerische Behandlung wenig; denn diese braucht für ihre Gestalten eine Trübung durch menschliche Affekte; ein durch und durch kühler Kopf lohnt eine poetische Darstellung nicht. Politik und Poesie stoßen sich zuweilen

ab. Friedrich II hatte kein Herz für die deutsche Dichtung und diese kein Herz für ihn; der Bund, den beide in Lessing's Minna von Barnhelm schlossen, ist nur eine Vernunftthe; und auch bis heute noch hat der große König keinen ihm ebenbürtigen poetischen Verherrlicher gefunden. Die kalte Hand des Staatsgerippes konnte, wo sie sich direkt mit dem warmblütigen deutschen Volkskörper berührte, diesem nur ein unbehagliches Gefühl verursachen; indeß sind unbehagliche Eindrücke im Leben und vor Allem in der Erziehung nothwendig; dies hat sich auch in der Erziehung Deutschlands durch Preußen bewährt. Solange Preußen und Deutschland nicht eins waren, solange das Gerippe sich noch außerhalb des Körpers befand, mußten beide einander abstoßen; jetzt da sie zusammengehören, hat dies Gefühl keine Berechtigung mehr. Die „Kälte“ des preussischen Geistes hat hier zum Segen geführt; eben darum aber wäre Nichts falscher, als sie überhaupt auf geistigem Gebiet herrschend zu machen. Das Dämmerlicht der Poesie gehört nicht in die Politik und die Nüchternheit der letzteren nicht in die Kunst; es sind Gegensätze, die stets wiederkehren und stets auseinandergehalten werden müssen.

Andererseits steht wieder der charaktervolle politische Künstler dem, in mehr als einem Sinne, spekulativen Forscher feindlich gegenüber. Als in den Theesellschaften Friedrich Wilhelms IV ein Bismarck sich über A. von Humboldt moquirte, moquirte sich die volksthümliche deutsche Bildung über die gelehrte Berliner Bildung; jene hat zwar zunächst nur auf dem Gebiete der Politik Recht behalten; aber sie wird sich auch noch andere Gebiete zu erobern wissen. Noch jetzt kann man von einer spezifisch Berliner Bildung reden. Es ist eine Bildung auf rein wissenschaftlicher oder noch genauer gesagt: auf rein verstandesmäßiger Basis; darin liegt ihre scheinbare Stärke sowie ihre wirkliche Schwäche. Es ist eine Bildung, in der Empfindung keinen Platz hat; in der das Herz verstummt; und die folglich nie volksthümlich sein kann. Sentimental und gelegentlich fanatisch — bildungsfanatisch — kann sie freilich sein. Auch war sie einmal geistreich; nämlich zu den Zeiten Rahel's; doch ist das heutige Berlin nicht entfernt so geistreich oder geistvoll wie das frühere; es weiß mehr und denkt weniger; fast möchte man sagen täglich weniger. Wenn Bescheidenheit klug macht, was richtig scheint, so läßt sich dieser Wechsel auch geschichtlich begründen; wie Nicolai auf Friedrich den Großen ist Rahel auf Vena gefolgt; die deutschen Siege von 1870 scheinen wieder umgekehrt gewirkt zu haben. Berlin sollte dies bedenken. Berliner Größen, die einst in Deutschland eine wichtige Rolle spielten und die jetzt nach ihrem sehr beschränkten Werthe zutreffend taxirt werden: so Guklow in der Literatur und Lasfer in der Politik, könnten hier als warnende Beispiele dienen. Beide führten einmal auf ihrem Gebiet das große Wort; und beide sind im Grunde nur triviale Persönlichkeiten; für „eminent“ hält man sie jetzt nicht einmal mehr in Berlin. Es giebt Fälle, in denen die deutsche

Bildung und die Berliner Bildung sich sehr entschieden von einander abheben: „Sterne war der schönste Geist, der je gewirkt hat“ sagt Goethe und „wer wird heute noch Sterne lesen?“ schreibt Julian Schmidt. Das „je“ und das „heute“ widersprechen sich eben zuweilen; und hier recht stark. Berlin ist die Stadt der Intelligenz, wie Rom die Stadt der Frömmigkeit ist; man sucht sie dort, aber man findet sie dort nicht immer.

Ein todtcs Wissen, verbunden mit einer nur auf Tagesereignisse und Tagesinteressen gerichteten Gesinnung, führt sicher zur Trivialität, zu dem Erbtheil Nicolai's. Den Magneten und Magnaten der heutigen deutschen schönen Literatur, welche vorwiegend in Berlin domiciliren, klebt durchweg etwas von diesem trivialen Geiste an. Das Ueberwuchern der Romanliteratur in dem Deutschland der letzten zwanzig Jahre ist nicht nur zufällig von dem Verschwinden einer wahrhaft bedeutenden poetischen Produktion, im engen und strengen Sinne dieses Worts, begleitet gewesen. Eine schöne Literatur, die vorwiegend für das „schöne“ Geschlecht geschrieben wird, hat sich selbst gerichtet; sie verlernt, männliche Töne anzuschlagen und wird damit unproduktiv. Es ist nicht gut, daß die zierliche und innerlich marklose Erscheinung eines Paul Heyse auf dem deutschen Parnass als Größe ersten Ranges gilt; und es ist noch schlimmer, daß sie mit Recht dafür gilt; Porzellan ist nicht Marmor. Und der große „Berliner Roman“ läßt bekanntlich noch auf sich warten. In der Literatur giebt es eigentlich nur zwei Genres: Goethe und Kogebue; die jetzige deutsche Bühnendichtung, ebenfalls von Berlin beherrscht, huldigt durchaus dem Genre Kogebue und Raupach; und was dieses gegenüber dem Genre Goethe bedeutet, weiß man. Daß Kogebue technisch von den jetzigen Bühnengrößen übertroffen wird, macht die Sache nicht besser; es kommt auf den prinzipiellen Unterschied an; und dieser zieht sich gleichmäßig durch die heutige triviale wie die einstige klassische deutsche Literaturperiode. Berlin vertritt, jetzt wie damals, den Geist der Trivialität; und Das ist nicht gut. Schon Boerne hat sich in köstlicher Weise über die noch jetzt gangbare Gewohnheit der gebildeten Berliner lustig gemacht: geistige oder sonstige Tagesfragen durch gewisse Schlagworte abzuthun, die dann jeder von ihnen dem andern nachspricht; und ganz kürzlich noch gab man in einer großen deutschen Zeitung den inferioren Standpunkt der heutigen Berliner Literatur und ihres Publikums zu, fügte aber naiverweise zur Entschuldigung bei: daß „in einer so großen Stadt der Einzelne keine Zeit habe, sich ein eigenes Urtheil über geistige Dinge zu bilden“. Das mag sein; aber dann muß man sich eben eines Urtheils enthalten; und am allerwenigsten darf man, unter solchen Verhältnissen, Anderen das Urtheil vorschreiben wollen. Berlin wird, soweit geistige Dinge in Betracht kommen, nunmehr im übrigen Deutschland eifrig nachgeahmt; diese Art von unverdienter Geisteshegemonie kann sehr schlimme Folgen haben. Gesunde und fern von Berlin lebende

Goethe und  
Kogebue.